

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 23

Artikel: Constantza, die rumänische Hafenstadt am Schwarzen Meer

Autor: Volmar, F.A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Constanța,

die rumänische Hafenstadt am Schwarzen Meer.

Bukarest liegt hinter uns, und wir durchfahren mit dem Zug von mittags ein Uhr bis abends acht Uhr in einer fast geraden Linie in östlicher Richtung die Donautiefebene. Wie ein schlafendes oder wie ein erstarrtes Meer breitet sie sich rechts und links aus. Ab und zu ein blaßblauer Strich oder ein blaßblauer Punkt am Horizont — ein Wald oder ein einzelner Baum. Die riesigen, sich unabsehbar erstreckenden Getreidefelder sind mit Ausnahme des Mais abgeerntet. Das Stroh ist zu gewaltigen, rechteckigen Haufen aufgeschichtet, die die Umrisslinie mächtiger Bauernhäuser haben und gegen welche die vereinzelten Wohnhäuser daneben sich wie Gartenhäuschen ausnehmen. Ein paar armselige bulgarische Lehmhütten, dann wieder die leere Ebene, Felder, die abgeräumt werden, auf dem Feldweg die Kutsche des inspizierenden Großgrundbesitzers oder seines Verwalters.

Gegen Abend gelangen wir über Zufahrtsdämme und Viadukte von insgesamt 22 Kilometer Länge über die Donausümpfe zu der unter Carol I. von rumänischen Ingenieuren erbauten Eisenbahnbrücke. Es ist eine der größten Brücken der Welt, die hier bei Cernavoda über die Donau führt. In der Dämmerung läßt sich nur noch so viel erkennen, daß wir eine gleichsam urweltliche Landschaft durcheilen, ein Strom- und Sumpfgebiet von riesigem Ausmaß.

Wer im Bukarester Bahnhof inmitten des buntscheckigen Volkes auf den Zug nach Constanța wartet, denkt vielleicht mit etwas gemischten Gefühlen daran, daß er sich jetzt also ans Ende Europas begebe, in die öde Dobruja, an das böse Schwarze Meer. Wie überrascht ist er aber, wenn er noch am selben Abend vom Bahnhof die Hauptstraße hinunter durch das Stadtzentrum Constanțas geht. Nicht am Ende Europas, sondern in einer kleineren sauberer schweizerischen oder deutschen Stadt glaubst du zu wandeln. Bis eine Moschee dich wieder erinnert, wo du bist. So klar und scharf heben sich Kuppel und Minarett aus dem Nachtblau, als ob der Vollmond darüber stünde. Am Quai unten spricht Gesicht über das Geländer. Aus dem Dunkel der Nacht taucht weit draußen da und dort etwas Weißes auf, rückt breiter werdend rasch näher, und in Reihen wie eine Heerschar kommen die Wellen schäumend und immer aufs neue sich überstürzend dahergestürmt, um sich an der Quaimauer zu zerschlagen. Jetzt, da die Verkehrsgeräusche sich legen, dringt das Meeresrauschen an- und abschwellend durch die Straßen, in die Zimmer.

Constanța, eine griechische Gründung, von Barbarenhorden zerstört und von den Römern wieder zu neuem Leben erwacht, ist auf einer Steilküste erbaut, und weil einige



Constanța. — Steilküste des Schwarzen Meeres.

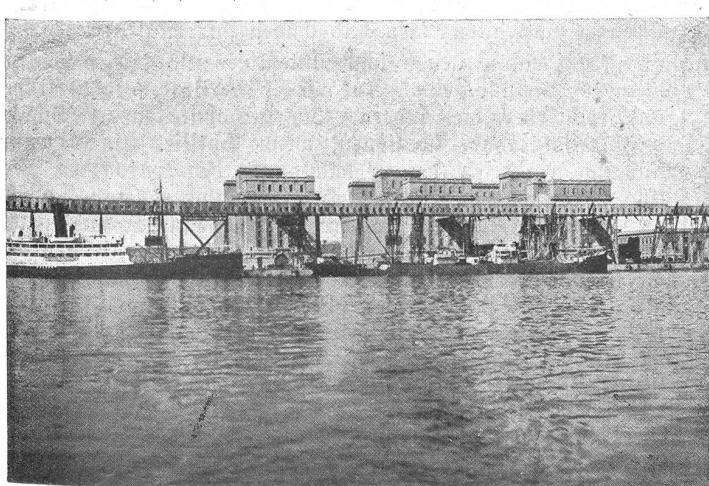
Häuser die Nase zuvorderst haben müssen und das Meer nie und nimmer Ruhe gibt, war in den Zeitungen von einstürzenden Häusern und versinkenden Straßenteilen zu lesen. Das war stark übertrieben, wenn es auch richtig ist, daß einige ältere Häuser geräumt werden müssen.

In Constanța haben die Petroleumgesellschaften und die großen Schiffahrtsgesellschaften ihre Bureaus. Hier finden sich Bize-Konsulate nahezu aller Länder, hier gibt es eine französisch-rumänische, eine belgisch-rumänische, eine italienisch-rumänische, eine griechisch-rumänische und noch viele andere Banken. Die geheiztesten Wesen in Constanța sind die Kutschepferde; die Hälfte der Kutscher sind feztragende Türken. Constanța war einmal das türkische Küstendorf. Ovid, seinerzeit hierher verbannt, und nun in Erz gegossen, sieht sinnenden Blides auf die eleganten Herren herunter, die auf dem Hauptplatz vor der schönen Bürgermeisterei hin und her promenierend ihre Geschäfte besprechen, mit einer Kette aus Bernsteinimitation in der Hand, nicht für die Gattin, noch für die Geliebte bestimmt, sondern zur eigenen röhrend kindlichen Spielerei. Namentlich die hier zahlreichen Griechen haben diese harmlose Gewohnheit. Straßenverkäufer rufen, jeder mit eigenem melodischem Tonfall, Trauben, Yoghurt, Nüsse, Petrol, Glas, Kipfel, Zeitungen und Blechwaren aus.

Constanța selbst hat, eben der Steilküste wegen, nur ein Miniaturstrandbad. Die eigentlichen Strandbäder sind bei Tehirgiol, 17 Kilometer südlich der Stadt, bekannt durch die heilkräftigen Moorbäder, und bei dem nördlich der Stadt gelegenen, von deutschen Bauern bewohnten Ort Mamaia. Diese beiden Badeanlagen liegen auf einem schmalen Landstreifen, der das Meer vom Tehirgiol- bzw. vom Mamaia-See trennt, so daß man nach Belieben im See oder im Meer baden kann.

An Constanțas Quai mit dem Ausblick auf das weite Meer steht das direkt am Wasser erbaute Kasino, tags beziehen architektonisch eine Verkörperung der sorgenlosen Lebens- und Genussfreudigkeit einer internationalen Welt, nachts im Mondchein ein Märchenpalast, bleich und stolz, die ewige Brandung zu Fuß.

Das Schwarze Meer zeigt fast jeden Tag, ja oft jede Stunde, ein anderes, immer wieder interessantes Gesicht. Die Tage, an denen es uns durch die Ruhe und das heitere Blau seiner glatten Fläche erfreut, sind nicht gerade häufig. Was für trübe Wasser sind da oft im Aufruhr, selbst dann, wenn freundlich wärmender Sonnenschein — und solcher fehlt auch nicht im Winter — zum Sitzen im Freien einlädt! Zeitweilig scheint eine graugrüne, gleichsam breiige Masse zu loben, dann wieder — es hängt von der Dichte der Bewölkung ab — ist das Meer hellblau. Ist der Himmel aber wolkenlos, so



Constanța. — Getreidespeicher im Hafen. Von hier aus fahren komfortable Passagier-dampfer in 12 Stunden nach Konstantinopel.

zeigt es sich dunkelblau, am Horizont schwarz; darüber ein rosiger Strich, die ferne Küste. Was mag es mit der dunkeln, mitunter tatsächlich schwarzen Färbung des Schwarzen Meeres für eine Bewandtnis haben? Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß die Tiefenschichten in ihrem Abfluß gehemmt sind; deshalb müssen dort auch sehr lebhafte Fäulnis- und Zersetzungsvorgänge herrschen, wodurch denn auch die Tiefen vollkommen vergiftet sind.

Kolosse von Frachtdampfern, die stundenlang am Horizont stehen zu bleiben scheinen und schließlich doch näher gerückt sind, rufen drohend oder ängstlich wie ein Kind, das den Weg nach Hause nicht findet, nach dem Lotse. Die Hafeneinfahrt ist schmal und schwierig: Sandbänke auf der einen, felsiger Grund auf der andern Seite. Frachtschiffe aller seefahrtreibenden Nationen laufen den mit Einrichtungen modernster Konstruktion versehenen Häfen an; am stärksten vertreten sind die amerikanischen „Export Lines“. Ihre Dampfer bringen in großer Zahl Ford- und Buick-automobile. Hier ziehen 25 Mann eine Maschine für die rumänisch-amerikanische Petroleumgesellschaft rückweise vorwärts, dort werden Röhren und Eisenteile für diese große Gesellschaft ausgeladen. Aus dem Proletarbeiter-Petroleumgebiet fließt das Erdöl durch eine 320 Kilometer lange Leitung in der Erde nach Constanța, wo es verfrachtet wird. Bauernwagen rumpeln zu den mächtigen Getreidesilos. Auch für den polnischen Ueberseeverkehr ist Constanța bedeutsam geworden. Eines der fünf großen Bassins des Hafens ist für die schönen rumänischen Post- und Salondampfer reserviert, welche den Personenverkehr nach Konstantinopel, Haifa, Jaffa, sowie nach Aegypten besorgen.

Geduckt wie kuschende Jagdhunde liegen auch fünf kleinere rumänische Kriegsschiffe vor Anker. Sie haben 1924 anlässlich des bolschewistischen Revolutionsversuches in Bessarabien gute Dienste geleistet.

F. A. Bolmar.

Du — bist — brav.

(Aus den Erfahrungen einer Lehrerin.)

Es war an einem jungen, blauen Frühlingstag. Als neugeborene Lehrerin stand ich vor meinem Trüpplein Erstkläßler, drinnen in der alten und für mich doch so neuen Schulstube meines Dörfleins. Ihnen, die da lernten und mir, die lehrte, war alles jung und neu und frühlingsfröh. Jugendliche Begeisterung wehte wie Lenzluft durch den düstern alten Raum. Nur in der ersten Bank war ein kleines Menschenblümchen, das dieser Lenzwind nicht berührte. Es war mein kleiner Schüler Gottlieb, dem ich mit allen Künsten keine Antwort ablocken konnte. Sein zwerghafter Wuchs und das alte Großvatergesichtchen mahnten mich lebhaft an ein Heinzelmannchen. Die Kinder waren es bereits gewohnt, daß Gottlieb nie etwas wußte. Je länger dieser Zustand dauerte, desto mehr regte es mich auf. Die saftigsten „Donnerwetter“ hatte ich schon auf der Zunge, um sie über den verstockten Sünder loszulassen. Aber dann schaute mich Gottlieb mit seinen großen, grauen Augensternen immer so unendlich gutmütig und unschuldig an — und ich war entwaffnet. Sitz Gottlieb! Weiter Hans! Das war gewöhnlich das Ende meiner Anstrengungen mit dem stummen Schüler. Doch das Problem dieses Schülers beschäftigte mich auch außerhalb der Schule fortwährend.

Einmal, wie ich von der Schule heimkehrte, sah ich drunten am Dorfbach ein total verkrümmtes, laub- und blütenloses Bäumchen mitten in der Pracht des Bergfrühlings. Da mußte ich unwillkürlich an meinen Gottlieb denken. Wie so ein verkrüppeltes Bäumchen stand er da mitten im Frühling meiner Lehrtätigkeit, unter 60 andern Bäumlein, die stolz ihre ersten weißen Blüten trugen. Und was macht Mutter Natur mit solchen Sorgentindern? fragte ich mich. Aber so lange ich auch beobachtend zum dünnen Bäumlein blickte, die Antwort war immer dieselbe: Nur ein Mittel hat die Natur, um ihre zurückgebliebenen Kinder

zu fördern: sie küßt sie mit den Strahlen der Himmelsonne so lange und so heiß und liebend, bis sie erwachen. Erst im Juli, als kein Bäumlein im Tal mehr blühte, trug das dünne Bäumlein seinen Blütenschmuck. Aber schöner und herrlicher trug es ihn als alle andern. Ob auch die kleine Seele meines Gottlieb sich je einmal erschließen wird? fragte ich mich bange. Ich hatte wenig Hoffnung. Immerhin faßte ich den festen Vorsatz, meinem Schüler kein einziges böses Wort zu geben, sondern die Sonne der Liebe recht ausgiebig über ihm scheinen zu lassen.

Indessen war es Sommer geworden. Die Natur stand in der Vollkraft ihres Schaffens, und der kleine Geist meiner Siebenjährigen entwidete sich hübsch. Die lärmende Hitze der Nachmittagsstunden setzte meinem Gottlieb zu. Mehrmals des Tages mußte ich den kleinen Schläfer weden. Da kam wieder ein Sturm der Ungeduld über mich. Wie ein Gewitter, schwarz und drohend, zog es sich zusammen über dem Haupte meines Schülers. „Du bist ein Schaf“, sagte ich mir, „was sagen die Leute von dir, und was denken deine Schüler über diese, vielleicht schlecht angebrachte Höhnsgeduld?“ Am Ende ist Gottlieb trotz seiner Gutmütigkeit doch ein Schlaumeier, der deine Güte benutzt, um so recht „faul“ sein zu können? Und siehe da! An einem dieser heißen Sommertage buchstäbliertir wir in der Schule das Wörtlein brav. Und als wir es draußen hatten, fragte ich meine Schüler, wer denn nach ihrer Ansicht brav sei. Sie nannten mir Vater und Mutter — den lieben Gott — die Großmutter — den Heiland — die Tante — den schwarzen Hofhund — den Heinrich — die Raße usw. und begründeten es mit einem kleinen Säckchen. Die Antworten flogen nur so, bis ich sagte, es genüge jetzt und sie hätten ihre Sache gut gemacht. Aber da stredete in der ersten Bank der verstockte Schüler wahrhaftig sein kleines Fingerlein noch immer in die Höhe. Ich traute meinen Augen kaum und wagte kaum zu fragen. „Gottlieb, was möchtest du sagen?“ fragte ich endlich. Die Kinder machten lustige Gesichter, als sich das kleine Zwerglein langsam erhob, nachdem er erst dreimal auf der Bank hin und her gerutscht war. Aber seine Augen waren unverwandt auf mich gerichtet und strahlten wie zwei leuchtende Sonnen. Die Umgebung kümmerte ihn nichts. Mit unbeholzenem, aber lautem Stimmchen tönte es in die gespannte Kinderschar hinaus: Du — bist — brav! Das Lob galt mir. Ich war dieses Du, das alle andern Kinder bei ihrer Aufzählung vergessen hatten. Wieder wollten die Kinder in Lachen ausbrechen, aber ein strenger Blick unterdrückte die Lachsalve. Ernst sagte ich: Schaut, ihr habt alle gemeint, daß der kleine Gottlieb nie etwas wisse, und nun hat er etwas ganz Neues gewußt. Er hat eingesehen, daß auch der Lehrer und die Lehrerin brav sind; denn sie schenken ihr ganzes Leben den Kindern und denken den ganzen Tag an ihre Schüler. Freut es euch nun nicht, daß Gottlieb auch etwas gewußt hat? „Doch, Fräulein“, klang es von allen Ecken und Enden mir entgegen.

Nun war Gottlieb kein blütenloses Bäumlein mehr in meinem Wirkungsfelde. Auf die erste Blüte folgten froher und spontaner die andern. Ich gewöhnte meine Schüler daran, sich immer zu freuen, wenn Gottlieb etwas wußte und ihm zu helfen, daß er nachkomme. Er wurde der Liebling aller, und das brave „Heinzelmannchen“ gab sich alle Mühe, uns Freude zu machen. — Wie dankbar müssen wir doch sein, dachte ich oft, daß wir einen Gottlieb in der Klasse hatten; denn im Verkehr mit diesem Kind, das die Natur so viel langsamer geschaffen als die andern, lernten meine Schüler Geduld haben und Liebe und Nachsicht üben im Verkehr mit ihren Mitmenschen. Durch die tägliche Praxis lernten sie das alles viel besser als durch alle Moral von acht Schuljahren; denn jede Tugend will nicht erlernt, sondern erübt werden. Ich habe durch Gottlieb praktisch erfahren, daß Liebe und Geduld erstklassige Erziehungs faktoren sind — daß die Strenge erst in zweiter Linie kommt, wenn die Liebe versagt. („Eltern-Zeitschrift“)